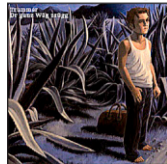


NEUE CDS

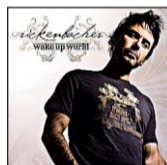
Trummer: Dr ganz Wäg zrügg. Trummers Traurigkeit: Es sind filigrane Songperlen, die der



Berner Oberländer Singer/Songwriter auf seinem zweiten Mundartalbum präsentiert. Lieder, die ein Winterkleid tragen, sorgsam gewoben aus einer Melancholie, die zu Herzen geht und berührt. Auf einer einsamen Fahrt im kalifornischen Death Valley hat Trummer einst beschlossen, dass sein neues Album in sich geschlossen sein soll, ohne dass die Stimmung abrupt ändert – wie geschaffen eben für genau eine solche Autofahrt. Und so finden sich kaum Ausbrüche. «Dr ganz Wäg zrügg» ist konsequent in Blautönen gehalten – vom allgegenwärtigen Beziehungsblues über das Titelstück mit Gänsehautfaktor 100 bis zum eindringlichen «Fasch e chli glücklech» aus der Perspektive einer alten Frau, die zurückblickt auf die Tage mit ihrem Mann. Und diejenigen ohne ihn nach seinem Tod: «I bi wider e halbe Tag nöcher bi dir.» Trummer findet immer mehr zu seiner eigenen Sprache, zu seiner eigenen Stimme. «Dr ganz wäg zrügg» ist still, bitter-süss. Und einfach «ärdeschön».

The Bridge/Chop Records

Rickenbacher: Wake Up World. Rickenbachers Reise: Er trommelte schon mit zwei Jahren auf



dem Schlagzeug rum, brachte sich selber Trompete-, Klavier- und Gitarrespielen bei, trat mit sechs zum ersten Mal auf, spielte später in eigenen Bands und als Perkussionist mit Mash oder Ivo. Mit der ersten Solo-CD meldete sich der Innerschweizer Nori Rickenbacher dann in die musikalischen Stadionrockgefilde US-amerikanischer Provenienz ab. Dort wildert er auch auf dem Zweitling in eingängigen, gitarrenlastigen, kraftstrotzenden Rocksongs à la «We Don't Need You» oder dem Titelstück «Wake Up World», die sich tatsächlich prächtig als Weckmittel eignen. Mit seinem ersten Mundartsong «Sex uf Wulche 7» kehrt Rickenbacher schliesslich in die Heimat zurück. Schade bloss, dass der Text vornehmlich Plattitüden aneinanderreicht und so zu den schwächeren Momenten der grundsoliden Platte gezählt werden muss. Sound Service

Starch: Music. Starchs Stärke: In ihrem gemeinsam bewohnten alten Hotel in den Schweizer



Bergen schuf diese putzmuntere, siebenköpfige Truppe eine ebenso hochenergetische wie einflussreiche Mischung aus Funk, Hip-Hop, Rock und Pop. Das ist schweisstreibend, schmissig, schwerenöterisch. Im gewitzten «Never Been to NYC» erhalten die quirligen Starch Unterstützung von der ebenso quirligen Freiburger Bühnenwildsau Gustav. Die erste Singleauskopplung aus dem Starch-Zweitling heisst «Good Music». Noch Fragen? Office/Traschle Michael Gurtner

FILM «HOME»

Nach Hause, in den Wahnsinn



Auf gefährlichem Terrain: Die Autobahnfamilie mit Isabelle Huppert, Madeleine Butt, Kacey Mottet Klein. Filmcoop/zvg

Ein packendes Familiendrama zwischen Lärm und Weitsicht: «Home» von Ursula Meier ist der beste Schweizer Film seit langem und ein Musterbeispiel an Bilderreichtum und Deutungsraum.

Die Stimmung könnte aufgekratzt nicht sein: Eine fünfköpfige Familie vergnügt sich abends beim Landhockey, albert danach im Badezimmer herum, und Papa Michel (Olivier Gourmet) gönnt sich im Fauteuil draussen eine letzte Zigarette. Harmonie, so weit das Auge reicht. Doch wo die Lebenslust am schönsten schäumt, ist die Fallhöhe umso tückischer.

Wundern würde sich also niemand, wenn «Home» zum berechenbaren Familiendrama würde. Wird er aber nicht. Die Westschweizer Regisseurin Ursula Meier tippt in ihrem mehrfach prämierten, in der Romandie be-

reits erfolgreich gelaufenen Film das kommende Desaster immer wieder an, vergibt die Informationen aber streng portioniert – gerade so, als hätte sie schon Dutzende solcher Filme gemacht. Hat sie aber nicht. Nach Talentproben wie «Tous à table» (Kurzfilm, 2001) oder «Des épaules solides» (TV-Film, 2003) kam lange nichts. «Home» ist Meiers Spielfilmdebüt.

Mit Sinn für Dramatik

Schon in den ersten Szenen, als die fröhliche Familie in totenstiller Nacht herumlärmert, zeigt sich das dramatische Gespür der Regisseurin. Von der Umgebung ist

nichts zu sehen. Erst tags darauf, als Tochter Marion (Madeleine Butt) und der kleine Julien (Kacey Mottet Klein) zur Schule müssen, weitet sich das Panorama: Die Kinder überqueren eine nie in Betrieb genommene Autobahn, die direkt vor ihrem Haus durchführt, und verschwinden im goldgelben Kornfeld.

Kamera an der Leine

«Home» ist reich an solch bildhaften Momenten. Und das hat einen Grund: Die von Agnès Godard geführte Kamera verfügt über minimalen Auslauf, streunt wie ein Hund durch Haus und Vorgarten, stets auf der Suche nach Weite. Doch nur einmal darf sie von der Leine – und bringt prompt Unheil ins Haus: Julien hat beim Spielen einen frischen Teerkumpen gefunden und wird das klebrige Zeug kaum mehr los.

Ab diesem Moment ist klar: Die Blechlawine kommt. Von Bauarbeitern montierte Leit-

planken und ein sauber gezogener Mittelstreifen lassen die Familie – bildlich – an ihre Grenzen stossen. Die Mutter (Isabelle Huppert) verspürt einen gesteigerten Wasch- und Putzdrang. Der Vater pocht auf Erholung. Die verklemmte Marion setzt eine Sauerstoffmaske auf. Nur die Schwester Judith (Adelaide Leroux) flätzt sich im Bikini auf dem Liegestuhl, als längst die ersten Wagenkolonnen vorbeidonnern.

Kampfzone: Badezimmer

Da stimmt vieles nicht in diesem Familiengefüge. Der Lärm treibt die Herde bloss noch schneller in die Enge. Immer heftiger werden die Wortgefechte, die hauptsächlich im Badezimmer ausgetragen werden. Das ist umso aufwühlender, als der sonst so vergeistigte französische Charakterstar Isabelle Huppert zerbrechlich scheint wie nie. Und umso schockieren-

der, als plötzlich eine Tochter verschwindet und niemand sie vermisst.

Unerhörte Verwundbarkeit

«Home» ist eine Druckwelle von einem Film, ein körperlicher Kraftakt ohne Geschwätz. Man möchte schreien ob der Verwundbarkeit der Figuren und jubeln über ein Meisterwerk, in dem man vieles erkennen kann, aber nichts muss: Meiers Film ist ein umgekehrtes Roadmovie (da sich nur die Umgebung bewegt), ein Seelentrip ins Innere, eine Ökofabel über die lärmende Mobilitätsgesellschaft und ein Gleichnis auf den Sonderfall Schweiz. Doch «Home» funktioniert auch ohne Überbau, allein als Zeugnis eines unbändigen Formwillens. Und das ist das Grossartige an diesem Film.

HANS JÜRGE ZINSLI

Der Film läuft ab morgen im Kino.

www.home.bernerzeitung.ch
Trailer und Spielzeiten

DRAMA «MILK»

Ein fast vergessener Held

In der für acht Oscars nominierten Filmbiografie «Milk» erzählt Gus van Sant die wahre Geschichte des homosexuellen Bürgerrechtlers Harvey Milk – gespielt von einem grandiosen, ungewöhnlich sanften Sean Penn. Ergreifend, mitreissend und ein wenig pathetisch.

Harvey Milk, der Titelheld von Gus van Sants neuem Spielfilm, hätte für die Homosexuellen in den USA das werden können, was Martin Luther King für die Afroamerikaner war: Märtyrer und Symbolfigur im Kampf um Gleichberechtigung. Doch er starb zu früh und war weitgehend vergessen, ehe ihn van Sant zurück auf die Leinwand und ins amerikanische Gedächtnis holte.

Bereits 1984 hatte Rob Epstein mit dem oscarprämierten Dokumentarfilm «The Times of Harvey Milk» das Leben des schwulen Bürgerrechtlers rekonstruiert, der 1977 als Stadtrat von San Francisco der erste gewählte Politiker in der Geschichte der USA war, der sich offen zu seiner Homosexualität bekannte. 1978

wurde Milk von einem politischen Gegner, dem Stadtrat Dan White, im Rathaus von San Francisco erschossen. Jetzt legt van Sant ein ergreifendes, mitreissendes Biopic vor, das seinerseits für acht Oscars nominiert wurde. Das fikionalisierte Porträt mit dem grandiosen Oscarpreisträger Sean Penn («Mystic River») als Hauptfigur ist Kino in ganz grossem Stil. So hat man es von dem 56-jährigen US-Regisseur schon lange nicht mehr gesehen.

Handlung zweitrangig

Nachdem sich van Sant zu Beginn seiner Laufbahn als Independentfilmer («My Own Private Idaho», 1991) einen Namen gemacht hatte, öffnete ihm der für

neun Oscars nominierte «Good Will Hunting» (1997) die Tür zum Starkino. Nach «Finding Forrester» (2000) kehrte van Sant zu kleineren, unkonventionelleren Filmen zurück. Er kreierte beispielsweise mit «Last Days» (2005) eine groteske Hommage an Kurt Cobain, erforschte in «Paranoid Park» (2007) die moralischen Nöte eines kriminellen Schülers. Die Handlung war in all diesen Filmen zweitrangig.

Anders in «Milk». Zwar ist der Film ganz auf seinen Protagonisten zugeschnitten. Allerdings zeigt er diesen in erster Linie als politischen Akteur und nur am Rande auch als psychologischen Charakter. Dass die Figur dennoch lebendig und glaubwürdig wirkt, verdankt sie



Kampf für Chancengleichheit: Harvey Milk (Sean Penn).

Sean Penns grossartiger und oscarverdächtig Darbietung. Penn, den man in seinen bisherigen Filmen eher düster und grimmig kannte, zaubert diesmal einen charmanten, charismatischen Menschen auf die Leinwand, dem man den «weiblich» sanften Liebhaber ebenso abnimmt wie den toughen, knallharten Wahlkämpfer.

«Milk» ist lupenreines, packendes Politdrama, dessen Dynamik sich aus politischen Aus-

einandersetzungen, Rückschlägen und Erfolgen ableitet. Die Tragik des Geschehens wird dabei ebenso von den biografischen Ereignissen diktiert wie das politische Vermächtnis Milks. Gus van Sant erinnert daran mit reichlich Archivmaterial und erweckt die Vergangenheit in einer bisweilen grobkörnigen, leicht verwaschenen Optik zu neuem Leben.

Schlüsselwort «Hoffnung»

Das Ergebnis ist allerdings keine minuziöse Dokufiktion, sondern grosses, episches und heroisches Erzählkino mit viel emotionaler Wucht, einer Prise Klischees und einem Hauch Pathos, das im Historischen stets auch das Gegenwartige, Ewige betont: den amerikanischen Traum von einer besseren Welt. «Hoffnung» lautet das Schlüsselwort in «Milk». In den 60ern, als van Sant schon einmal – vergeblich – versucht hatte, den Film zu realisieren, hätte man dabei wohl an Bill Clinton gedacht. Heute sind die Parallelen zu Barack Obama unverkennbar. STEFFAN VOLK

Der Film läuft ab morgen im Kino.

www.milk.bernerzeitung.ch
Trailer und Spielzeiten